

A person in a dark suit is walking a tightrope against a cloudy sky. The person is seen from the waist down, with their legs and feet on the rope. The background is a vast, overcast sky with soft, grey clouds. The overall mood is one of tension and precariousness.

Egyd Gstättnner

ABSTURZ AUS DEM HIMMEL

Röman · Picus



Egyd Gstättnner
Absturz aus dem Himmel

Copyright © 2011 Picus Verlag Ges.m.b.H., Wien

Alle Rechte vorbehalten

Grafische Gestaltung: Dorothea Löcker, Wien

Umschlagabbildung: © Getty Images/Tim Flach

Datenkonvertierung E-Book: [Nakadake](#), Wien

ISBN 978-3-7117-5043-3

Dieses E-Book ist urheberrechtlich geschützt

Informationen über das aktuelle Programm
des Picus Verlags und Veranstaltungen unter

[***www.picus.at***](http://www.picus.at)

Egyd Gstättnner

Absturz aus dem Himmel

Roman

Picus Verlag Wien

Inhalt

Kapitel 1
Kapitel 2
Kapitel 3
Kapitel 4
Kapitel 5
Kapitel 6
Kapitel 7
Kapitel 8
Kapitel 9

*Das Schlusswort bleibt immer:
Ich könnte leben und lebe nicht.*

FRANZ KAFKA

1

Heute habe ich merkwürdige Post bekommen: Nämlich von mir selbst. Im Briefkasten lag ein Romanmanuskript, das ich vor fünfundzwanzig Jahren (ich formuliere es poetischer: vor einem Vierteljahrhundert) an einen deutschen Verlag geschickt habe, wo es aber – so jedenfalls die spätere Auskunft dieses Verlags – niemals angekommen ist. Daraufhin wandte ich mich damals an die Post: Dort leitete man eine Suche ein, die aber ergebnislos verlief. Seither galt mein Manuskript als verschollen. Der Schaden hielt sich für alle in Grenzen: Die Post bedauerte, kommt aber bei Verlusten für ideelle Werte prinzipiell nicht auf. Der Verlag bekam auch ohne meines mehr als genug Romanmanuskripte junger Schriftsteller angeboten, die er praktisch alle ablehnte, und ich selbst habe mir höchstwahrscheinlich bloß eine Absage, ein Frustrationserlebnis, eine Peinlichkeit mehr erspart. Es sind ja auch so genügend Absagen gekommen. Und jetzt, nach einem Vierteljahrhundert, ist mein Manuskript plötzlich und unvermutet wieder zu mir zurückgekehrt, originalverpackt und mit dem Hinweis der Post auf dem Kuvert versehen: *Unzustellbar! Zurück zum Absender! Empfänger unbekannt!* Das glaube ich gern: Der Verlag existiert ja längst nicht mehr.

In zwei Jahren werde ich fünfzig. Daher kann ich mich daran, was ich als knapp Zwanzigjähriger geschrieben habe, nicht mehr genau erinnern. Ich weiß nur noch, dass ich versucht habe, ein Jahr meines Lebens zu erzählen, nur eben nicht in Tagebuchform, sondern als Roman. Der trägt den Titel *Der Ernst des Lebens*, könnte aber auch *Das zwanzigste Jahr* heißen. Es geht um die Schwelle zum

Erwachsenwerden – und um die Schwellenängste. Zuerst wollte ich Emma anrufen, um die Neuigkeit loszuwerden: Liebling, mein früheres Ich ist zurückgekommen! Aber Emma war bei der Arbeit. Entweder saß sie in einer Besprechung oder sie hielt einen Vortrag oder sie nahm eine Prüfung ab. Jedenfalls hätte sie höchstwahrscheinlich gar nicht abgehoben, sowohl am privaten, als auch an ihrem Diensthandy wäre ich sofort mit Emmas Sprachbox verbunden worden, die sie aber nie abhört und die ich nicht besprechen will. Ich wollte sie auch nicht stören. Zu Mittag würde sie keine Zeit und kein Organ zum Zuhören haben, »schnelle Küche machen«, essen und wieder gehen. Abends würde Emma mit Adriana für den Geografietest afrikanische Hauptstädte auswendig lernen müssen, Hefte korrigieren, über ihre Dreifachbelastung stöhnen (Beruf! Haushalt! Familie! – die Beschäftigung mit ihrem eigenen Psychodrama noch gar nicht mit eingerechnet!), ein Kreuzworträtsel lösen, die Nachtkästchenlampe ausschalten und auch schon eingeschlafen sein.

Ein zufällig aufgetauchtes, fünfundzwanzig Jahre altes Manuskript eines postpubertären Jünglings hätte in einem so ausgefüllten Tag keinen Platz und würde keine Aufmerksamkeit finden. Das musste ich einsehen. Nicht alle Menschen haben so viel Zeit wie ich. Um die Wahrheit zu sagen: Kaum ein Mensch hat so viel Zeit wie ich. Manchmal denke ich: Wenn sie einmal gestorben sind, werden die meisten Menschen ihr Leben lang keine Zeit gehabt haben.

Ich beschloss, Emma vom *Ernst des Lebens* vorerst gar nichts zu erzählen und auf die großen Ferien zu warten. Die würden in einem halben Jahr beginnen. Ich führe das ganze Jahr lang eine Liste, in die ich in Stichworten eintrage, was ich mit Emma in den großen Ferien alles besprechen muss, was ich ihr alles erzählen werde, was ich sie alles fragen möchte. Im Juni ist die Liste immer schon so lang, dass zwei Monate nie und nimmer ausreichen, um

sie abzuarbeiten. Viele Fragen und viele Themen haben sich aber freilich von allein erledigt. Vor fünfundzwanzig Jahren kannte ich Emma noch nicht, geschweige denn, dass wir verheiratet gewesen wären. Es sollten noch Jahre vergehen, bis wir einander gegen Ende unserer Studien an der Universität begegnen würden. Aus Emmas Sicht erzählt ein Unbekannter den Ernst des Lebens. Die Menschen, mit denen ich damals zusammen war, mit denen bin ich heute nicht mehr zusammen, auch wenn ich ein Vierteljahrhundert später noch immer in derselben kleinen Stadt und nach einer Unterbrechung von ein paar Jahren wieder in demselben Haus lebe wie damals. Die wenigen Vertrauten von heute kannte ich damals noch nicht. Meine Zellstruktur, das habe ich gelernt, hat sich seit damals dreimal vollständig ausgetauscht. Meine Gesellschaft auch. Ich bin ein anderer geworden, aus dem ein anderer geworden ist, aus dem ein anderer geworden ist, der ich jetzt bin. Was ich heute aus dem Postkasten geholt habe, ist genau genommen die Botschaft aus einer anderen Welt. Es wäre vielleicht klüger gewesen, sie gar nicht erst zu öffnen und schon gar nicht darin zu blättern.

Der dreiundzwanzigste Jänner, den wir heute schreiben, würde an sich bloß einen Selbstmord rechtfertigen. Der Tag bietet nur klimatische Abscheulichkeiten. Vor dem Handanlegen denke ich aber an die Gedanken, die ich am fünfzehnten Jänner gedacht habe. Damals habe ich mir ja nichts sehnlicher gewünscht, als dass wenigstens schon der dreiundzwanzigste wäre, weil der ärgste Winter dann bald überstanden wäre. Trotz des wilden Schneegestöbers, der beißenden Kälte und der düsteren Prophezeiungen aus der Zentralanstalt für Meteorologie und Geodynamik lässt sich nicht leugnen, dass die Dämmerung heute bereits eine halbe Stunde später hereinbricht als noch zum Jahreswechsel. Also kann auch der Schnee, der am

dreiundzwanzigsten Jänner fällt, nicht mehr lange liegen bleiben.

Im Kopf keimt schon ganz schüchtern der Frühling! Im Kopf erwacht die Natur, schmilzt der Schnee, blühen Schneeglöckchen und Krokusse im Garten. Im Kopf beginnt die Frühjahrssaison der Fußballbundesliga. Im Kopf tanzen die Bilder des Sommers mit Eisdielen und den Laternen des Strandcafés in lauen Nächten. Durch den Kopf spazieren junge Mädchen mit jungen Augen, jungen Herzen und kurzen Röcken. Im Kopf rauscht das adriatische Meer, dieses allergrößte Abenteuer, aus dem so viele kleine Abenteuer herausfallen.

Der Kopf schaut aus dem Küchenfenster, und er sieht nicht nur den wilden Schneeflockentanz, sondern spiegelt sich auch und sieht sich selbst, wie er im letzten Winter hier gesessen ist und bei Tee und Tabak vor sich hin geträumt hat. Der Frühling ist gekommen, die Bundesliga hat begonnen, nur die Mädchen haben sich geziert. Jedes Jahr dasselbe. Trotzdem freue ich mich auch heuer wieder auf den zweiten Februar. Denn dann ist der ärgste Winter bald überstanden. Ab Maria Lichtmess geht es wieder aufwärts, von da weg ist die schöne Zeit nur noch eine Frage der Zeit. Der Jänner ist mein persönlicher Advent.

Otto hat gerade angerufen, ob ich nicht auf einen Sprung bei ihm vorbeischauchen wolle. Er wohnt im achten Stock. Vom Balkon aus hat man eine schöne Aussicht auf die Stadt. Wenn seine Eltern verreist waren, haben wir uns schon einige fröhliche Nächte um die Ohren geschlagen, getrunken, geraucht, Musik gehört, gegrölt, mit schönen Frauen und großen Abenteuern angegeben. Das Abenteuerlichste an Abenteuern ist ihr Schatten. Meistens hat solche Abende irgendwann in den frühen Morgenstunden die Funkstreife beendet, weil sich Mieter wegen ... na ja, das Übliche.

Otto lässt sich viel Zeit. Er hat ja angerufen, warum erwartet er mich nicht? Eine Inszenierung, gewiss. Ich

läute ein zweites Mal, Schritte, dann öffnet Otto - im Morgenmantel. Um diese Zeit! Morgenmantelmetapher. Er braucht Zeugen. Er braucht Applaus. Er hat keinen anderen am Telefon erwischt. Was für eine Pose der Indisponiertheit! Was für eine zwischenmenschliche Sensation muss sich hier abgespielt haben!

»Das ist Mary«, sagt Otto, und zu ihr: »Mary, mein Freund Philipp!« - »Hallo«, sage ich, wodurch schön zum Ausdruck kommt, dass ich weniger beeindruckend als beeindruckt bin. »Nice to meet you, Phil!«, sagt sie von der Couch aus im Schneidersitz. Es existiert in der Wohnung sogar ein Zweitmorgenmantel. Unter dem zeichnet sich ein leckerer Frauenkörper ab. Otto proudly presents ... Mein Gott, da blinzelt sogar ein Stückchen Oberschenkel hervor. Original englischer Qualitätsoberschenkel! Ein Volltreffer! 1 : 0 für Otto! Sein Oberschenkel gewissermaßen, seine Errungenschaft, behaltet dies im Gedächtnis! »Man kann sich gar nicht vorstellen, wie gut Engländerinnen im Bett sind«, deklariert Otto. »Ein Gummimensch«, sagt er ganz ungeniert, weil Mary kein Wort Deutsch spricht und daher auch das Wort Gummimensch nicht versteht. »Zweiundzwanzig«, sagt Otto, »aus London, Krankenschwester. Sie arbeitet aber nicht im Spital, sondern ist begüterten Privatpatienten zur Pflege zugewiesen. Sie ist auf Du und Du mit den oberen Zehntausend! Verhältnismäßig angenehme, gut bezahlte Arbeit.« Kennengelernt hat er Mary letztes Jahr in London, erzählt Otto, als er wie jedes Jahr auf großer Reise war. »Damals ist aber gar nichts passiert, ehrlich, alles ganz platonisch, nur nett. Jetzt ist Mary für ein paar Tage auf Besuch gekommen, um Skifahren und Eislaufen zu lernen. Ich habe mich als Skilehrer zur Verfügung gestellt. Zumindest das Après-Ski erlernen auch die Britinnen!«, sagt Otto. »Meine Devise lautet: Lieber griechisch als platonisch!« - »Sehr eindrucksvoll!«, sage ich Otto, denn das will er ja hören, »herzliche Gratulation!«

Ach, lieber junger Mann, junge Leute sind mit dem Hand-an-sich-Legen schnell bei der Hand. Den Winter findest du nur so schrecklich, weil du noch so viele vor dir hast. Als älterer Herr freundest du dich auch mit dem Winter wieder an und magst ihn, wie du ihn als kleines Kind gemocht hast. In fünfundzwanzig Jahren liebst du sogar den dichten Novembernebel, wart's nur ab! Du bist jetzt einfach noch viel zu beweglich! Pass bloß auf deinen Kopf auf! Natürlich muss man auch den Selbstmord aus Langeweile ernst nehmen, Male di vivere, Saudade, Ennui, Échec, du wirst noch viel darüber lesen. Aber, lieber junger Mann, wenn sich im Lauf des Lebens ein Übel wirklich bessert, dann das: Später wirst du tagelang nichts tun können, aber du wirst keine Langeweile verspüren! Und was Otto betrifft – aber das erzähle ich dir vielleicht später. Ich habe gerade eine Mail meiner Dissertantin Frau Großholtz bekommen, und die muss ich natürlich beantworten! Nein, nein, junger Mann: Ich bin kein Professor geworden, kein Beamter. Sie dissertiert nicht bei mir. Sie dissertiert über mich.

Am nächsten Nachmittag gehen wir eislaufen. Mary steckt in den alten Schlittschuhen von Ottos Schwester. Sie zittert vor Kälte, aber sie lächelt. Dass ein ganzer See zufrieren kann, fasziniert sie. Einen zugefrorenen See kannte Mary nur von Bildern und aus dem Fernsehen. Absolutely astonishing! What an adventure! Ich stütze Mary von der linken Seite, Otto von der rechten, und gemeinsam schieben wir sie über die Eisbahn. Sie ist sehr konzentriert. Andere Schlittschuhläufer und Eishockeyspieler empfindet sie als Sicherheitsrisiko. Als sich Mary auf die Bank setzt und die Eisschuhe wieder auszieht, raucht es aus ihren Wollsocken. Sie hat Zigaretten aus London mitgebracht.

Die Wintersonne kämpft sich durch die Wolken. Am Ufer des Teiches ist Schilf festgefroren, dahinter dunkle Nadelwälder mit angeschneiten Tannenspitzen, dahinter

sanfte Hügel, verschneite Äcker, eine kleine Kapelle. Darüber tiefblauer Winterhimmel. Vor dem Winterpanorama Mary und vor ihr Otto, der plötzlich seine Kamera zückt und sie fotografiert. »Oh, please don't do it!«, ruft sie und hält sich die Hände vors Gesicht. »Come on«, gibt Otto zurück, »don't be shy, you look so pretty!«

»Oh please, don't do!«

»Come on, Mary, smile!«

»Oh please, don't!«

»Am Ende sagt sie nur noch ›oh!‹«, sagt Otto und fotografiert und fotografiert und fotografiert. Mary lächelt tatsächlich, aber es ist ein Lächeln, das mehr hilflose Verzweiflung als Vergnügen ausdrückt, und das sieht man auf den Bildern auch. Mary wird in Ottos Album enden, ob es ihr passt oder nicht. Auch ich bin in diesem Album, aber ich lächle nicht. Wegen der Seele und wegen der Zähne.

Das war, liebe Frau Großholtz, die Idee für den Anfang eines Romans, in den ich meinen Pubertätsroman *Der Ernst des Lebens*, außerdem noch die Erzählung *Das dreißigste Jahr*, zehn Jahre später, und den Roman *Junge Akademiker*, fünfzehn Jahre später geschrieben, - und glücklicherweise alle unveröffentlicht - hineinschneiden und den damaligen pubertären und postpubertären Helden von heute vom Status quo erzählen wollte, von ihrer Zukunft, von enttäuschten Hoffnungen, da und dort auch von unverhofften Entwicklungen.

Der Ernst des Lebens ist die chronologische Beschreibung des Jahres, als ich zweiundzwanzig war, mitgeschrieben eben in diesem Jahr. Einen unpolitischen Roman kann man sich nicht vorstellen. Es gibt nur ein Thema: Frauenschau. Um es ganz genau zu sagen: Frauenschau eines schüchternen, verklemmten Jünglings. Denn mit all den Zufallsbekanntschaften passiert genau nichts. Der Roman besteht ausschließlich aus

Stadtspaziergängen, Seeuferspaziergängen,
Kaffeehausbesuchen, Wirtshausbesuchen,
Zeltfestbesuchen, Besäufnissen, dann und wann ein
Stadionbesuch. Im Kopf des Erzählers hat genau
genommen ein einziger Gedanke Platz: Ich würde so gerne
geliebt werden. Ich würde so gerne küssen. Ich würde so
gerne mit einer Frau ins Bett gehen. Aber mit wem? Es
lässt mich ja keine! Ich würde so gerne heiraten. Ich würde
so gerne Kinder machen. Ich würde so gerne eine Familie
machen. Ich würde so gerne mein biologisches Plansoll
erfüllen, nicht mehr und nicht weniger. Aber er sagt es
nicht. Er denkt es bloß und beschreibt lieber
Stadtspaziergänge an Regentagen. Bei all den
Stadtspaziergängen, Seeuferspaziergängen,
Kaffeehausbesuchen, Wirtshausbesuchen,
Zeltfestbesuchen, Stadionbesuchen passiert genau nichts,
und es würde auch nicht mehr passieren, wenn ich sie jetzt
noch einmal bearbeitete. Ich werde es lieber bleiben
lassen! Hatte der junge Mann kein politisches Bewusstsein,
oder konnte er bloß nicht darüber schreiben? Wusste er, wo
er lebte? War er so naiv? Oder war er so dekadent? Er
hatte sich ja in seinem Alter immerhin schon Brecht und
Horváth einverleibt, Büchner, Sartre, Camus, Ionesco
förmlich gefressen. Aber zuerst musste das Private
geregelt werden, dann konnte man sich auf die Politik
stürzen. Ablesbar war dieser Gedanke freilich nicht, liebe
Frau Großholtz. Schon nach fünf Seiten hatte ich das
dringende Bedürfnis, dem Erzähler ein Vierteljahrhundert
in die Vergangenheit zurückzurufen: Lieber junger Mann!
Lass dir deine Zähne reparieren! Der Rest funktioniert
dann ganz von allein.

Ich weiß schon: Der junge Mann wäre tödlich beleidigt,
könnte er mich hören. Das mit den Zähnen ist in
Wirklichkeit nicht so einfach gewesen: Zu reparieren war
bei diesen schrecklichen verkohlten Ruinen nichts mehr.
Man hätte sämtliche zweiunddreißig Zahnruinen reißen

und eine Prothese anfertigen lassen müssen. Aber man musste erst einmal einen Zahnarzt finden, der einen solchen Eingriff bei einem erst Zwanzigjährigen durchführte. Und dann waren damals nur die wenigsten Zahnarztpraxen so ausgestattet wie die heutigen. Der junge Mann hatte in seiner Kindheit noch Folterkammern – und nichts anderes als Folterkammern – erlebt! Die Angst vor Schmerzen, die Angst vor Qualen! Der junge Mann hatte kein Einkommen und kein Geld und konnte sich ein neues Gebiss nicht leisten. Sein Vater, letzter Repräsentant einer großbürgerlichen Familie in der Provinz, war nach der Machtübernahme der Sozialisten mit seinem Betrieb nach und nach in immer ärgere wirtschaftliche Schwierigkeiten geraten. Er hatte Kreditschulden, schlaflose Nächte und zitterte um sein »Dach über dem Kopf« – jahrzehntelang zitterte er zum Lebensende hin um dieses »Dach über dem Kopf«, im Grunde bis zum Tod, und für die Zähne des Sohnes hatte er kein Geld.

Die Angst vor Schmerzen war neben der Geldknappheit auch der Hauptgrund, warum du nie verreisen wolltest. Stimmt's, junger Mann? Gar so viel hättest du dir auf deine Ortsbeständigkeit auch wieder nicht einbilden müssen! Wenn du dich damals über die Abenteuerlust, das Fernweh und das Reisefieber von Otto oder Erich lustig gemacht und gesagt hast, die Rückseiten der Ortstafeln deiner Stadt seien die Grenzen deiner Welt, dann war das gar nicht so brillant philosophisch, wie du es dargestellt hast! Du hättest dich bei deiner Ortsbeständigkeit gar nicht auf Immanuel Kant berufen müssen; die Zähne und der Geldmangel hätten es auch getan.

Na ja, und dann: der Stolz! Du hast ja förmlich hinausposaunt: So eine, die wegen seiner schönen Zähne mit einem zusammen ist, die brauchst du nicht! Und wie viele haben dir prophezeit, mit deiner Einstellung würdest du es einmal schwer im Leben haben! Sie hatten recht. Du hättest es dir leichter machen können. Aber du hast schon

auch recht. Das wärst dann eben nicht du gewesen. Ich überlege, ob du es schwer im Leben gehabt hast. Du hast ein großartiges Leben gehabt. Du hast ein elendes Leben gehabt. Beides stimmt.

Gerade kommt eine E-Mail mit der Bitte einer Zeitschrift herein, einen Fragebogen auszufüllen. Lass mich das schnell erledigen, junger Mann, dann reden wir weiter. Du weißt schon, das ist dieser Fragebogen, den es zu deiner Zeit im Magazin der *Frankfurter Allgemeinen* gegeben hat, nur eben eine Schmalpurversion für die Provinz. Ebenso wie Marcel Proust fülle ich ihn jetzt schon zum zweiten Mal aus, untrügerisches Zeichen des Älterwerdens. Bei Proust war der Fragebogen noch »eine Herausforderung an Witz und Geist«, jetzt dient er eher der Befriedigung der Eitelkeit von Provinzpromis. Na ja, wie auch immer: Es bleibt ja unter uns. Was eine E-Mail ist, erkläre ich dir dann auch noch.

Die erste Frage des Fragebogens war gar keine, sondern ein zu beendender Satz: *Als Kind träumten Sie zu sein wie ... - ... mein Vater.* Wie Kierkegaard seinen habe ich meinen Vater im Grunde für den lieben Gott gehalten. Diesem kleinen Irrtum verdanke ich das ganze Glück meines Lebens, auch heute noch, wo der (mich) liebe(nde) Gott längst wieder im Himmel unten ist. Denn das is mein Credo: Der zweite und letzte Himmel ist unten, nicht oben! Der Himmel ist, wenn wir nicht mehr sind. Der Himmel ist, wo wir sind, wenn wir nicht mehr sind. Der Himmel ist in der Erde.

Welches Tier wären Sie am liebsten?, fragte der Redakteur. Ich wäre am liebsten gar kein Tier, dachte ich, sagte es aber nicht, sondern antwortete: Ich habe ohnehin eines in mir, eine fürchterliche Bestie. Manchmal trifft sie sich mit den inneren Tieren anderer Menschen und führt Schweinereien auf. Bevor ich meine Bestie äußerln führe, nehme ich sie natürlich an die Leine.

Ihr Lebensmotto? Leben heißt: Ein Beispiel geben.

Auf welche Leistung sind Sie besonders stolz? Dass ich nie in Konkurs gegangen bin. Dass ich nie Schulden hatte. Dass ich nicht beim Militär war. Dass ich keinen Wecker benütze. Dass ich keine Krawatten trage. Aber man soll eigentlich gar nicht stolz sein.

Was würden Sie gerne erfinden? Eine Zeitmaschine. Aber ich arbeite ja seit vielen Jahren daran, und ein paar Zeitmaschinen sind mir auch schon gelungen.

Wie schalten Sie am besten ab? Wen oder was sollte ich denn abschalten? Mich? Ich habe keinen Waffenschein.

Ihr bisher schönster Lustkauf? Das Brandenburger Tor. Ich habe es am Berliner Pariser Platz in einem Souvenirladen im Maßstab eins zu tausend um fünf Euro bekommen - und es war das Exponat Nummer hundert meines eigenen Privatminimundus. Aber auch der Kauf meines Amsterdamer Red-Light-District-Teehäferls am Damrak um vier Euro (Nummer fünfzig meiner Teehäferlsammlung) hat mich wahnsinnig erregt.

Jeder Mensch hat einen Tick. Ihrer? Die Gralssuche.

Was finden Sie an einer Frau erotisch? Die Stimme. Die Augen. Die Pupillen. Das Lachen. Den Blick. Die Lippen. Die Haare. Die Haut. Die Ohrläppchen. Den Hals. Die Schultern. Die Oberarme. Die Unterarme. Die Hände. Die Fingerspitzen. Die Brüste. Den Bauch. Die Hüften. Den Po. Den heiligen Gral. Die Beine. Die Knie. Die Waden. Die Fesseln. Die Knöchel. Die Zehen. Und die Stiletto.

Ihre drei Lieblingskünstler? In der Literatur: Fernando Pessoa. Miguel de Unamuno. Sir Arthur Conan Doyle. In der Malerei: Franz Wiegele. Edward Hopper. Ex aequo Franz Sedlacek und Georg Scholz. In der Musik: Verdi. I Nomadi. Gianna Nannini. Und. Und. Und.

Mit welchem bekannten Menschen würden Sie gern einen Abend verbringen? Ich habe lange nachgedacht, und mir fällt niemand ein. Bekannte Menschen sind mir zu anstrengend.

Mit welchem auf gar keinen Fall? Ich hab nicht lange nachgedacht, und mir fällt ein ganzer Haufen ein.

Welche politische Idee sollte in diesem Land am meisten forciert werden? Der Aufbruch des Menschen aus seiner selbstverschuldeten Unmündigkeit. Hier ist der Mensch eh ein bisserl spät dran.

Was mögen Sie an sich besonders? Nicht viel. Aber zumindest freut es mich, dass ich genau das tue, was ich immer tun wollte: Bücher schreiben. Und es gibt sogar eine Menge Menschen, die diese Bücher lesen. Das empfinde ich noch immer als ein großes Wunder.

Was mögen Sie an sich gar nicht? Eine ganze Menge. Vor allem meine Schüchternheit und Menschenangst, aber auch meine Faulheit, Verzagtheit, Selbstdisziplinlosigkeit, meine beiden linken Hände, meine depressiven Schübe, meine aggressiven Schübe, meine Blutwerte und mein Mortalitätsrisiko. Und manchmal rutschen mir in meinem Übermut Dinge heraus, die mir später leidtun.

Welchen Traum wollen Sie sich erfüllen? Ich möchte an meinem fünfzigsten Geburtstag mit meiner Familie und Freunden in Cascais am Atlantik sitzen und meinen Kindern (mein) Lissabon zeigen.

Was wäre Ihre Henkersmahlzeit? Zwanzig Marlboro, zwanzig HB, zwanzig Gauloises und eine Melange.

Was sollte in Ihrer Grabrede gesagt werden? Gar nichts. Lieber ein paar Aphorismen von mir selber aus meinen Büchern. Und ganz am Ende *Fotoromanza* von Gianna Nannini.

Sie treffen Gott: Ihre erste Frage an ihn? Mein Vater, mein Vater, warum hast du mich verlassen?

Die letzte Frage des Originalfragebogens der *Frankfurter Allgemeinen* lautete übrigens: »Wie möchten Sie sterben?« Die hat man hier im Zeitgeistmagazin natürlich weggelassen. Metaphysik ist ja unerwünscht, vor allem dunkle. Du hast – für dich selbst – trotzdem oft und oft Antworten probiert. Im Lauf deines Lebens wurden die

Antworten auf deine Frage immer ernster. Aber ich will nicht vorgreifen. Beim ersten Mal ist dir noch keine Antwort eingefallen, aber zumindest hast du vor deinem geistigen Auge schon damals die Zeitungsschlagzeile gesehen, die eines Tages, eines Todestages deinen Nachruf übertiteln sollte: ERSTMALS MEISTER VOM HIMMEL GEFALLEN!

So, liebe Frau Großholtz, jetzt wissen Sie alles über mich, und ich müsste eigentlich gar nicht weitererzählen. Aber der junge Mann kann sich einige Antworten noch nicht erklären. Gehen wir behutsam mit ihm um.

Max und ich spazieren an der Seepromenade. »Eine Zeit der Hoffnung ist angebrochen«, sagt Max, obwohl die Bäume noch schwarz und kahl sind. Max schreibt jetzt seinen ersten großen Roman. Erich ist zu Hause geblieben, er putzt sein Auto. Für ihn hat der Frühling schon begonnen. Max hat sich einen Bart wachsen lassen, die Frostracht, ausgerechnet jetzt. Das Strandcafé ist seit Allerheiligen verbarriadiert. Noch einige Wochen bis Ostern. Das Strandbad öffnet erst am Muttertag, das ist noch eine Ewigkeit. Wir setzen uns in unseren offenen Mänteln auf eine Parkbank, rauchen und schauen den Pensionisten beim Schwänefüttern zu. Wildes Gewusel, lautes Geschnatter. Schwäne tauchen mit dem Kopf ins Wasser. Noch schwimmt eine Eisschicht am See, darauf steht weit draußen völlig regungslos eine Ente, wie tot. Nein, tot nicht. Dann wäre sie umgefallen. Sie blickt ganz starr in eine Richtung, wo nichts passiert und wo es nichts zu sehen gibt. Minutenlang nicht die kleinste Bewegung. Wir versuchen, die Ente zu imitieren, aber wir schaffen es nicht. Max sieht jede Szene seines Lebens als literarische Kapitalanlage, auch diese jetzt. Die Sonne sinkt. Aber nicht mehr lange.

Was noch? Nachts Nebel in der Stadt, am Tag teppichklopfende Frauen und Kinder, die im Hinterhof

tollen. Die jungen Männer sitzen im Kaffeehaus, schmachten die nackten Beine der Kellnerin an und studieren die Kontaktanzeigen in der Zeitung. Am Samstagnachmittag spielt die Austria im Stadion, in der Pause kann man sich auch als Stehplatzbesucher mit dem Frankfurter Würstel in der Hand auf die Sitzplatztribüne schwindeln. Erich und ich haben die Mantelkrägen hochgeschlagen, wie wir es aus Fellinis *I Vitelloni* kennen, und schauen schweigsam zu. Otto gestikuliert und schimpft. Er lebt auch äußerlich mit, wir nur innerlich. »Wenn alle so dächten wir ihr«, mokiert sich Otto, wären wir nicht im Stadion, »sondern im Leichenschauhaus.« »Wenn alle so dächten wie du«, kontert Max, »wären vielleicht nur ein paar im Leichenschauhaus, die aber wirklich.« Und wie bei jedem Spiel referiert Max in der Schlussviertelstunde *Masse und Macht* von Elias Canetti. Trotzdem besiegt die Austria den Wiener Sportklub 6 : 0. Die Abstiegsgefahr ist vorübergehend gebannt. Kann es bessere Nachmittage geben?

Na, ich blättere einmal weiter.

Das Jazz ist gerammelt voll. Hier in der Vorstadt sind wir noch nie gewesen und suchen vom Kneipeneingang aus mit Blicken vergeblich irgendwelche Bekannte. Die schummrige Beleuchtung lässt nur eine schemenhafte Menschenmasse erkennen. Die Figuren scheinen zum Inventar zu gehören. Alles plaudert, alles fließt, alles trinkt, alles raucht, derbes Lachen, schlechte Luft, ich möchte gleich wieder gehen. Bei vielen hier sind nicht nur die Zähne Ruinen, sondern die ganzen Gesichter. Sie tragen ihr Leben im Gesicht, und es kann kein gutes Leben sein. Flüchtlingslager!, denke ich und versuche, Erich zum Umdrehen zu bewegen, da kommt ein Flüchtling und fragt mich, ob ich ihm Kleingeld für den Erdnussautomaten wechseln könne. Kann ich. Danke, Alter. Ich bin nicht alt.

»Es ist spät«, sagt Erich, »es hat sonst nichts mehr offen. Ich mag noch nicht nach Hause. Zu Hause ist die Vergangenheit!«

Zwei Kellnerinnen balancieren quermenschein durch die Masse, das Tablett in Kopfhöhe gestemmt, das ist Schwerstarbeit, das sieht man, das ist Zirkusakrobatik. Zur Theke drängen Leute, um ihr Bier zu holen, ein paar Auserwählte haben die Barhocker okkupiert. Ein Thekengast trinkt ein Gläschen Samos, und das trinken wir jetzt auch. Und noch eines. Nach den Doors legt der Wirt Frank Zappa auf. *I tell all the girls they can kiss my Heinrich mir graut vor dir ...* Es gibt nicht viel zu sagen, deswegen suche ich den Erdnussautomaten, dazu muss auch ich mich durch die Masse quetschen. Der Automat funktioniert nur, wenn man ihn brutal bedient. Zwei Schillingmünzen, unterstützt von einem Handkantenschlag, ergeben eine Handvoll gesalzener Erdnüsse. Auf dem Rückweg packt mich jemand von hinten am Arm. Ich drehe mich um und sehe zwei Mädchenaugen. Elfi. Eine Ewigkeit nicht gesehen. Gymnasium. Sie war damals im Redaktionsstab der Schülerzeitung.

Wie geht's dir denn? Was tust du denn?

Mir geht's gut. Ich tu nichts.

Bevor das Schweigen zu lange und zu peinlich wird, fällt mir im allerletzten Augenblick ein, dass auch ich Elfi fragen könnte, wie es ihr denn so geht und was sie denn so tut. Sie ist gerade in eine neue Wohnung gesiedelt, sagt sie. Autoritärer Vater, schreckliche Konflikte, kannst du dir ja denken.

Elfi steht jetzt vor einer Eignungsprüfung in Philosophie.

»Eignungsprüfung?«

»Ja, Abendschule, zweiter Bildungsweg. Das Gymnasium habe ich abgebrochen.«

In zwei Wochen wird die Prüfung stattfinden, und sie hat jetzt schon Kopfschmerzen, wenn sie bloß daran denkt!